

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage der „Hildener Zeitung“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 12.

Samstag, 16. September 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Meis.

12

Die Generalin schellte und gab dem eintretenden Diener den Befehl, ihre Richte zu sich zu bescheiden.

„Langsam werde ich sie darauf vorbereiten,“ meinte sie — „daß sie in den nächsten Tagen eine wichtige Mitteilung von mir erhalten wird! — Dann wird ihr Geist ein paar Tage arbeiten, sie wird hoffentlich zu dem Schlusse kommen, daß ich es mir wohl überlegt habe und von Widerstand wird sehr wenig oder gar keine Rede sein. Dann werde ich mir den Lieutenant vornehmen. Das ist ein vernünftiger und ehrenhafter Mensch. Natürlich sein Vater kann aus ihm nichts machen — das begreife ich ganz wohl! Aber wenn ich ihm erst ernst und bündig die Sache vorhalte — dann wird das ganz etwas anderes sein. — Bei der Sophie.“

Die Generalin unterbrach plötzlich ihren Gedanken-gang und sann eine kleine Weile nach.

„Ein bedeutender Feldherr“, fuhr sie dann fort — „darf nie, die wenn auch entfernte Möglichkeit einer — ich will nicht: Niederlage sagen — aber einer momentanen Stockung der Aktion aus den Augen lassen, und auch darauf vorbereitet sein. Was thun, wenn der Lieutenant mir so triftige Gründe angäbe, die ihn am Heiraten verhindern, daß ich dieselben als solche anerkennen müßte? Denn am Ende, es giebt solche Gründe! . . . hm! — Sein Vater in seiner bekannten Rechthaberei würde so etwas nie einsehen, und würde ihn auf die schrecklichste Weise tyrannisieren und es ihm vergelten, seinen Willen nicht durchgesetzt zu haben! O diese Männer — diese Dragoner! — Während ich, die es gelernt hat, sich zu fügen, für so etwas ein ganz anderes Verständnis habe . . . hm . . . Also gut, wenn der Lieutenant absolut nicht will — dann schiebe man die ganze Schuld auf den Widerstand Sophiens, damit der arme Alfred Ruhe habe vor seinem Dragoner, seinen Vater meine ich! — So ist es recht, jetzt sind alle Eventualitäten, wie sich's gebührt, vorgegesehen — jetzt kann die Aktion beginnen!“

Als wenn sie nur dieses Diktamen des Oberfeldherrn erwartet hätte, trat in diesem Augenblick die Baro esse Sophie von Eldensfelden in das Zimmer ihrer Tante.

„Sie haben befohlen, liebe Tante!“

„Ja, tritt näher, liebe Sophie — dort, nimm

das Tabouret und rücke es näher hier zu meinem Fauteuil.“

Sophie gehorchte. Ein Blick auf das Gesicht der Generalin hatte ihr genug gesagt, um zu erkennen, daß jene etwas außergewöhnlich Wichtiges vorhabe. — Ein leises Lächeln flog bei dieser Wahrnehmung über die Züge des schönen jungen Mädchens — ein Zeichen, daß auch in ihren Adern Soldatenblut floß und daß ihr die Furcht fremd sei.

„Ich habe seit einigen Tagen schon keine Zeit mehr gehabt, mit Dir zu plaudern, Sophie.“

„Sie sind zu gütig, liebe Tante, sich deren zu erinnern.“

„Es fehlt Dir nichts?“

„Was sollte mir fehlen!“

„Ich meinte nur . . . hm . . . Der Obrist, Du weißt . . . hm, alter Herr . . . man muß viel Geduld mit ihm haben!“

„Das müssen Sie wohl am besten wissen!“

„Ja, Gott sei's geklagt, Sophie — das weiß ich — und weiß es am besten, wie viel Geduld man mit ihm haben muß!“

Die Boroneffe schwieg und nickte mit dem Kopfe. Dieses Thema, mit dem eine jede Unterhaltung mit der Generalin auf eine unvermeidliche Weise beginnen mußte, war heute sehr schnell erschöpft, da der, welcher die Kosten desselben zu tragen hatte, sich zufälliger Weise den ganzen Tag über nicht hatte sehen lassen und seine schon einen ganzen Tag alten Bergehen nicht mehr Anhaltspunkte zum Klagen darboten.

„Hm . . . apropos — wie alt bist Du ganz genau, Sophie?“

„Ende März werde ich achtzehn Jahre alt, liebe Tante!“

„So . . . ganz Recht — ich entsinne mich, am siebenundzwanzigsten März; — es ist merkwürdig, wie dieses Jahr Ostern früh kommt — so ungefähr um Deinen Geburtstag herum.“

„In der That! . . .“

„So, also zu Ostern ist Dein Geburtstag! . . . Komisch! Weißt Du, daß Deine Großmutter, meine selige Mama, sich gerade an ihrem Geburtstage verheiratet hat?“

„Sie haben es mir schon mehrere Male erzählt!“

„Und ist Dir dabei nie etwas eingefallen?“

„Wie meinen Sie das? Was sollte mir dabei eingefallen sein?“

„Na . . . ich meine nur . . . also nichts . . .“

Die Generalin war etwas verlegen und hustete.

Sophie stand auf und legte ihr das Tuch etwas fester um die Schultern.

„Ich danke Dir, mein Kind . . . Ja, wie gesagt, Ostern fällt in diesem Jahre ziemlich früh! Das ist mir auch lieber; denn wir haben dann nachher im Frühjahr und Sommer mehr Ruhe . . .“

Die Baronesse nickte wiederum mit dem Kopfe, doch konnte sie nicht umhin, einen fragenden Blick auf ihre Tante zu werfen. Die Weisheit des Generalstabs glich den sogenannten Bauernregeln der Kalender auf ein Haar. — Doch die alte Dame, von der wir besser als das junge Mädchen wissen, was sie wollte, schien ganz und gar befriedigt von der Art und Weise, wie sie die Auktion eröffnet hatte; denn sie schmunzelte vor sich hin.

„Hast Du diesesmal besondere Wünsche für Deinen Geburtstag . . . der so nahe an Ostern fällt?“ fragte sie wieder.

„O, liebe Tante,“ meinte Sophie lachend — „Sie haben gewiß vor, mich reichlicher denn je zu beschenken; denn sonst würden Sie mich ja nicht so lange vorher befragen!“

„Das ist wohl möglich, Sophie, daß die Geschenke, welche Dir an Deinem diesmaligen Geburtstage gemacht werden sollen, Dir teurer werden, als alle die, welche Du bisher erhalten hast, — ich hoffe es sogar!“

Die Baronesse konnte es doch sicherlich nicht erraten, welchen einen Sinn die Generalin unter diesen Worten verbarg und dennoch . . . gewiß ohne zu wissen warum, erröthete sie stark.

„Sie geben mir Rätsel zum Raten auf,“ erwiderte sie endlich — „Bestimmt wissen Sie es ja, daß alles, was ich von Ihrer Güte empfangen, mir Freude bereitet.“

Die strengste Moralistin hätte in diesen Worten nun nichts finden können, sicherlich nicht das Geringste, was die Generalin hätte verletzen können, und dennoch nahm ihr Gesicht mit einem Male einen fast ärgerlichen Ausdruck an. Es kam ihr vor, als wenn sich die Aktion in die Länge zöge — als wenn das alles nicht mit der nötigen Energie betrieben würde, wie sie es sich vorgenommen zu haben glaubte, daß es geschehen müßte.

Auch die bedeutendsten Feldherren haben solche Augenblicke der Ungeduld, welche manchmal sogar ihre Erfolge in Frage gestellt haben. — Die Generalin, ohne nur einen Augenblick der Ueberlegung zu schenken, sprang plötzlich kerzengerade von ihrem Sessel auf.

„Kurz und gut,“ sagte sie in ihrem kurzen, befehlenden Tone, — „zu Ostern — meinethwegen zu Deinem Geburtstage, wie Deine Großmutter, heiratest Du den Lieutenant Alfred von Bering!“

Eine tiefe Stille folgte . . . und die doch sonst durch nichts einzuschüchternde Generalin wagte es nicht, den Blick von der Erde zu erheben, um den Eindruck zu erkennen, welchen ihre Worte auf die Baronesse gemacht hatten.

Doch als das junge Mädchen immer noch nichts erwiderte, — als Sekunde nach Sekunde . . . ja sogar Minute nach Minute verging, ohne daß dieses fast unheimliche Schweigen gebrochen wurde, da glaubte die Generalin endlich eine Deutung desselben gefunden

zu haben. — Das konnte nur das Schweigen des Trostes — ein Zeichen kalt berechneten Widerstandes sein. — Das stachelte ihren Zorn und gab ihr ihre ganze Energie zurück.

„Höre, Sophie,“ sagte sie mit einer Stimme, wie gewöhnlich der Vorsitzende eines Kriegsgerichts eine gleiche annimmt, wenn er ein Urtheil verkündet — „höre mir zu. Du weißt, ich kann wollen — ich will wollen — und wenn ich einen Entschluß wie diesen gefaßt — nach reiflicher Ueberlegung gefaßt — so giebt es nichts auf der Welt — gar nichts, verstehst Du, was mich dazu bewegen könnte, denselben zu ändern. — Du heiratest zu Ostern den Lieutenant von Bering!“

Kein Wort der Erwidderung ließ sich vernehmen. Es war, als wenn die Generalin mit sich selbst gesprochen hätte.

„Nun — antworte!“ brauste sie endlich auf.

„Tante . . .“

„Weiter! Keine Vorrede! antworte!“

„Ich weiß wirklich . . .“

„Gründe — Einwendungen — vorwärts! Ich bin auf alles gefaßt und ebenso entschlossen, nichts gelten zu lassen.“

„Aber, liebe Tante . . . ich wollte sagen: Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll!“

„Man hat immer eine Antwort. Also welche Einwendungen hast Du? — Heraus mit der Sprache!“

„Aber . . . keinerlei . . . liebe Tante!“

„Wie beliebt?“ . . . rief die Generalin, die ihren Ohren nicht traute.

„Keinerlei.“

„Du wirst gehorchen?“

„Habe ich denn das nicht immer gethan?“

„Freilich! Ich muß es eingestehen . . . aber, hm — ich dachte doch, daß, wenn man einem so einen Mann aufzwingt, wie ich Dir . . . so muß man doch, denke ich mir . . .“

„Der bessern Einsicht endlich weichen,“ ergänzte die Baronesse, indem sie einen scheuen, fast erschreckten Blick auf ihre Tante warf.

„Ah . . . Du siehst das endlich ein!“

Das junge Mädchen war mit einem Male blaß geworden! Sie schien einen raschen Entschluß zu fassen und erhob sich von ihrem Sitze.

„Ich will Ihnen offen gestehen . . . liebe Tante,“ sagte sie, „daß ich erst nach langem Erwägen und Zaudern die Parlamentärsflagge aufhisse und daß nur Ihre letzte peremptorische Mahnung mich zur Kapitulation zwang!“

Ob die Baronesse die Wirkung dieser Worte im voraus berechnet hatte oder nicht, wissen wir nicht; aber sie trafen richtig. Dieses militärische Zaudern war das erwünschteste Wasser auf der Generalin Mühle. — Sie richtete sich wieder kerzengerade auf.

„Laß dadurch Deinen Mut nicht sinken, mein Kind,“ sagte sie mit fast wohlwollender Stimme. „Festungen und Mädchen müssen alle einmal kapitulieren. Du weißt . . . ich habe ja selbst — ich — ein gleiches Schicksal gehabt . . . also!“

Sophie verbarg ihr erröthendes Gesicht in ihrem Tuche.

„Geh,“ fuhr jene fort — „ich begreife, daß Du jetzt notwendig hast, allein zu sein. — Also alles ist Deinerseits in Ordnung! . . . Auf Gnade und Ungnade, nicht wahr?“

„Sie haben mein Wort,“ versetzte die andere fast tonlos und von der erhaltenen Erlaubnis Gebrauch machend, küßte sie schnell die Hand der Generalin und verließ hastigen Schrittes das Gemach.

Als Sophie sich entfernt hatte, legte die Generalin die beiden Hände auf den Rücken, wie Napoleon es zu thun pflegte, und maß mit großen Schritten das Zimmer! Ihr Kopf war zurückgeworfen und ihre Augen glänzten.

„So,“ sagte sie — „so operiert man, wenn man sich fest und unerschütterlich an den Grundsätzen einer gesunden Strategie anklammert, — im Kriege wie im Leben! — Der Kampf war hart — desto erfreulicher und ruhmreicher der Sieg! . . . Welch ein Beispiel könnte dieser Obrist vor Augen haben, wenn er sich nicht in eine geradezu kindische Rechthaberei wie verbohrt hätte! . . . Jetzt müßte er doch wenigstens nachgeben; aber ich will eine jegliche Wette eingehen, daß dieses handgreifliche Resultat selbst ihn nicht überzeugen wird. — Wie ein Kadett wird er zurückkommen — gar nichts hat er bei seinem Sohne erreicht — ich bei der Sophie alles . . . und doch — ich wette darauf, wird er in dem alten Tone beharren! . . . Doch obgleich Sieger . . . nur nichts selbst nachher versäumen! Das ist eine Hauptpflicht.“

Und sie ging an ihren Bücherschrank, nahm das berühmte Werk von Clausewitz und suchte darin das Kapitel über „die nähere Behandlung der Garnisonen, die kapitulieren.“ (Schluß folgt.)

Mein Probestück.

Eine Geschichte aus Australien.

Ich war seit sechs Wochen in Melbourne und hatte trotz aller Bemühungen keine mir zusagende oder für mich geeignete Stelle finden können. Da fiel mein Blick auf eine Ankündigung, laut welcher der Polizeichef noch einige berittene Konstabler engagieren wollte. Der Bewerber mußte sein: Kräftig, gewandt, gesund, ein guter Reiter, intelligent und noch manches andere. Ich beschloß, den Versuch zu wagen, meldete mich und wurde einer sehr genauen Prüfung unterzogen. Als alter Kavallerist konnte ich einen sehr anständigen Sprung über ein Hedensthor fertig bringen, welcher mehreren meiner Mitbewerber nicht zusagte; auf Grund dessen wurde ich einstweilen auf Probe engagiert, mit der Aussicht auf feste Anstellung, falls ich mich bewähren sollte.

Am nächsten Tage ward ich vor den Chef berufen, derselbe teilte mir mit, daß er mir eine Sendung anvertrauen wolle, welche eigentlich ein älterer Beamter hätte ausführen müssen, aber es seien gerade alle sonst geeigneten Persönlichkeiten anderweitig beschäftigt. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Ein Paket von Regierungs-Papieren, von hoher Wichtigkeit, sei entwendet worden. Der jetzige Besitzer derselben werde morgens zu Fuß einen Weg über Land machen und zweifellos die Papiere

bei sich haben. An der und der Brücke werde ich ihn treffen, in ganz einsamer Gegend. Dort sollte ich ihm die Papiere abnehmen, aber wohlgemerkt, verwundet oder gar getötet dürfte der Mann unter keinen Umständen werden, auf meine Gefahr und Verantwortlichkeit. Nur List und Gewandtheit anzuwenden sei ich berechtigt.

Der Chef ließ durchblicken, daß die Lösung der Aufgabe meine sofortige feste Anstellung bewirken werde. Ich nahm mir vor, das Möglichste zu thun. — Die Kleidung des Betreffenden war mir genau beschrieben worden.

Vierundzwanzig Stunden später befand ich mich in der Nähe der Brücke und wartete geduldig. Ein Mann kam die Straße entlang; seine Kleidung stimmte mit der mir beschriebenen. Das Individuum gefiel mir gar nicht. Es war ein sechs Fuß hoher, kräftig gebauter, muskulöser Kerl, in den Vierzigen, der ganz so aussah, als ob er mich ohne viel Federlesens packen und über das Brückengeländer werfen könne. Indessen was half's, die Chance, eine feste Stellung zu erringen, war zu verlockend. Ich schlenderte gemächlich dem Wanderer entgegen, grüßte ihn und bat ihn um ein wenig Tabak. Grade auf der Brücke hatten wir uns getroffen.

Er nickte gutmütig: „Hier, Fremder, ist mein Tabaksbeutel, nehmt euch, so viel ihr wollt. Seid wohl noch nicht lange im Lande?“

So war das Gespräch angeknüpft und ich gab ausführliche Kunde von meinen Verhältnissen, bis meine Pfeife gestopft war.

Dann händigte ich ihm den Tabaksbeutel wieder ein, und im selben Moment, als er ihn einsteckte, unterließ ich blitzschnell den Herkules, schlang meine Arme um seinen Leib, stellte ihm, dank der auf dem Turnplatz in Deutschland erworbenen Gewandtheit, ein Bein und riß ihn zu Boden. Das alles ging natürlich sehr schnell, und ehe er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, lag er auf dem Rücken, meine Knie waren auf seine Brust gestemmt und meine Hände umklammerten fest seine Kehle. Aus der Brusttasche schob sich ein Paket Papiere.

Froh hierüber, ließ ich die eine Hand los und griff nach den Papieren. Das aber bekam mir schlecht. Mein Gegner schüttelte sich wie ein gereizter Löwe, als er den erstickenen Druck nicht mehr so arg fühlte. Seine linke Hand krallte sich um meine rechte Kniekehle und quetschte mir fast die Kniescheibe aus ihrer Lage, so daß ich vor Schmerz meinen Griff aufgab; mir war fast, als sollte ich ohnmächtig werden.

Dadurch hatte sich im Nu das Blatt gewendet. Der Feind kam wieder auf die Füße, packte mich und in wenigen Momenten des Ringens ward ich überwältigt, weil ich eines meiner Beine so gut wie gar nicht brauchen konnte.

Mit eisernem Griff hielt mich der starke Mann an den Handgelenken und schleppte mich nach dem Brückengeländer. „Aha,“ brüllte er mit wüthenden Augen, „Ihr seid von der Polizei und wollt mich abfassen! Mit solchen Burschen macht man kurzen Prozeß. Tote Leute erzählen keine Geschichten. Deine Laufbahn ist beendet, mein Püppchen. Komm!“

Und damit hob er mich empor, als wäre ich eine Feder, und wollte mich über das Brückengeländer schleudern.

Indessen die Todesangst giebt ungeahnte Kraft und Geistesgegenwart. Gerade zur rechten Zeit erinnerte ich mich eines alten Kunstgriffes, den ich während meiner Schulzeit gelernt hatte. Als ich emporgehoben ward, stemmte ich den gesunden Fuß gegen das Brückengeländer und warf mich mit aller Wucht zurück, gab dann mit einem Ruck ein bißchen nach, senkte meinen Kopf und packte glücklich mit beiden Händen den einen Arm meines Gegners, denselben stark auf die Seite drehend.

Der Mann stieß einen Schmerzensschrei aus und ließ mich los; schnell wie ein Gedanke hatte ich ihn wieder gefaßt und wollte den Kampf fortsetzen, aber er ächzte: „Schon gut, schon gut, nehmt nur die Papiere und lest sie.“ Ich wollte im ersten Augenblick noch das Ringen fortsetzen, da ich eine List befürchtete, aber der Mann warf sich als Zeichen, daß er sich in sein Los ergebe, platt auf den Bauch und streckte die Glieder von sich.

Setzt bemächtigte ich mich des Pakets. Es enthielt fast nur unbeschriebene Blätter; ein einziger Bogen trug den Stempel des Polizeiamtes von Melbourne, unter demselben stand geschrieben: „Sie werden Ihre Probe bestanden haben; melden Sie sich morgen früh wieder bei mir.“ Darunter den Namenszug des Polizeichefs.

Mein Gegner stand langsam auf, ein schmerzverzerrtes Gesicht zeigend: „Nun, junger Mann, Euer Probestück habt Ihr ganz hübsch gemacht, aber mein Arm ist ausgereißt und ich werde wohl acht Tage auf der Krankenliste stehen. Gehen wir jetzt zum nächsten Wirtshaus, dort steht mein Pferd, und nehmen wir einen Schluck auf gute Kameradschaft; auch muß ich kalte Umschläge für mein Schultergelenk haben.“

„Und ich für meine Knie,“ sagte ich, mich von meiner Ueberraschung erholend. — Am nächsten Tage erhielt ich mein Anstellungs-Patent.

München's Volksstudien.

Ja, München mußte Volksstudien machen, denn sie wollte eine Dichterin werden, so eine große, himmelstürmende, unsterbliche Dichterin. Wann sie zuerst den Entschluß gefaßt hatte, wußte sie nicht. War's nach der Lektüre des letzten Romans, in dem ein unverstandenes Genie vorkam, welchem sie auf ein Haar gleich? War's, als neulich Papa und Mama, Oberbürgermeisters in einer kleinen Stadt, volle vier Stunden hindurch ihre Abendpatience spielten und München sich entsetzlich langweilte? Das Langweilen war das erste Zeichen von Genie, so fing es immer an.

„Ich bin zu gut für diese engen Verhältnisse,“ dachte sie, „ich muß fort, muß das Leben und die Menschen kennen lernen.“

Und als bald darauf ein Brief der Tante aus Berlin eintraf, der München in die Residenz einlud, erschien ihr's wie eine Himmelsfügung. Das Schicksal selbst wies ihr den Weg. Ja, sie sollte die große Welt sehen und bis auf den Grund kennen lernen,

um dann ihre tiefgehenden Erfahrungen in eben so tiefen als hohen Dichtungen zu verwerten. Die Tiefe gab das Leben, die Höhe kam von ihr.

Freilich eine Schattenseite hatte der Berliner Besuch. Onkel und Tante besaßen einen Sohn Hans, mit dem München schon von Kindheit an so gut wie verlobt war. Hans war zwar kein einziges Kind wie sie, aber ein schmucker Gardeleutnant, der als Mann ganz nett gewesen wäre, wenn München nicht plötzlich gefühlt hätte, daß sie zu Größern als zum Heiraten geboren sei. Doch was half's? Vetter Hans wurde mit in den Kauf genommen und München reiste nach Berlin — des großen Zweckes wegen.

Und nun war sie da. Die Tante hatte gleich zu ihr gesagt: „Kind, thue, wozu Du Lust hast, ich habe nicht viel Zeit mit all den Kindern“ — es waren sieben außer Hans — und der Onkel hielt sich meist auf dem Bureau auf — er war Rechtsanwalt.

So wäre alles vortrefflich gewesen, wenn Hans sich nicht immer eingemischt hätte. „Warum beschäftigt der Staat seine Lieutenants nicht mehr?“ dachte München, „wenn ich Oberst oder Hauptmann wäre, würde ich dafür sorgen, daß mehr Dienst angelegt würde und die Lieutenants nicht andern Leuten nachschnüffeln.“ Mit den andern Leuten meinte sie sich, und mit dem Nachschnüffeln bezeichnete sie eine ihr unangenehme Kontrolle ihrer Volksstudien. Denn diese letztern wollte sie um jeden Preis machen.

Eines Abends wurde ein Stück — auch von einer Dichterin — im Theater gegeben. München nahm sich vor, hinzugehen. Als sie sich nach dem Mittagessen dazu vom Onkel den Haus Schlüssel ausbat, sagte Vetter Hans: „Du willst doch nicht allein ins Theater gehen, Hermine?“

Es war München anfangs auch ein wenig ängstlich dabei zu Mute gewesen, nun aber wurde sie trotzig: „Warum denn nicht? Was geht es überhaupt Dich an?“

Wenn sie nicht so hübsch dabei ausgesehen hätte, würde Vetter Hans sich sehr geärgert haben. Aber ihre lecke kleine Stumpfnase sah in dem weißen, von krausen, blondem Haar umrahmten Gesicht zu allerliebste aus, und es stand ihr zum Entzücken, wie sie den kleinen roten Mund schmolgend aufwarf. So begnügte sich Hans mit einem halb strafenden, halb bewundernden Blicke und sagte mit Lammgeduld: „Erlaube mir wenigstens, daß ich Dich begleite.“

„Doch nicht in Uniform?“ rief sie entrüstet.

„Warum denn nicht?“ versetzte er unbefangen.

„Damit einem gleich jeder ansieht, daß wir gebildete Leute sind. Nein, das geht nicht. Infolgnito will ich sein, sonst wird mein Zweck nicht erreicht.“

Sie verriet nicht, was sie so pomphaft ihren Zweck nannte. O nein, man hätte sie ja doch nicht verstanden.

„Laß Hans nur mitgehen,“ sagte der Onkel gutmütig, der zu Hause stets müde war und den Frieden liebte — die Tante war inzwischen schon wieder in die Kinderstube gegangen.

Als beide vor die Hausthür traten, Hans natürlich in Civil, denn Minchen pflegt ihren Willen durchzusetzen, sagte sie: „Du — höre, ich kann Dich aber nur unter einer Bedingung mitnehmen. Du mußt so thun, als ob Du nicht zu mir gehörtest. Und Du darfst Dir nicht einen Platz neben mir kaufen. Auch will ich in der Pferdebahn mein Billet allein bezahlen.“

Das waren nun eigentlich drei Bedingungen statt einer. Doch es geschah, wie sie gesagt, Hans war viel zu verliebt, um Einwendungen zu machen. Sie hatte zwar allerlei Raupen im Kopfe, aber dieser kleine spröde eigensinnige Nacker war nun einmal verteuelt hübsch und dabei anmüßanter als Mädchen, die keine Capricen haben.

Im Theater saß Minchen allein im Parkett. Hans mußte sich zwei Bänke vor sie postieren, damit er sie nicht beobachten könne. Denn aufstehen und sich umdrehen konnte er des Civils wegen nicht, da verschiedene ältere Kameraden im ersten Rang saßen. So war alles aufs Beste eingerichtet. Freilich hatte Minchen, da sie spät gekommen, ihren Platz dort, wo oft Schauspielerinnen Freibillets erhalten, doch das wußte sie nicht. Sie empfand nur mit Entzücken, daß sie einmal vollständig frei von verwandtschaftlichen Beziehungen dem Gemüße der Kunst leben könne. Wenn sie auch nicht buchstäblich sagen durfte, daß sie auf eigenen Füßen stehe, denn sie saß ja auf einem Klappstuhle, so umwehte sie doch die Luft der Unabhängigkeit und sie kam sich sehr selbständig vor.

Ach, das war ein Stück! Ihr Herz schwoh, wenn sie daran dachte, daß es eine Frau geschrieben und daß sie nun bald Ähnliches dichten werde. Sie war entrückt, als ihr Nachbar bei einer großen schwungvollen Scene der Heldin lebhaft zischte, und sie warf ihm einen strafenden niedererschmetternden Blick zu. Seitdem benahm sich der Herr so eigentümlich, daß Minchens Herz zu klopfen begann. Erriet er vielleicht ihren Dichterberuf? Aber das war durchaus nicht angenehm, und ihr hübsches, blaßes Gesicht färbte sich bis in die Wurzeln ihres aschblonden Haares rosenrot, während er mehr auf sie, als auf die Bühne schaute. Ach Gott, wenn Hans sich nur einmal umdrehen möchte, damit man doch sähe, daß sie hier nicht so ganz mutterseelenallein. . . . Ach so, er konnte es ja nicht wegen des Civils. Warum ging er auch nicht in Uniform? Da merkten die Leute doch gleich, daß man aus guter Fam. . .

Ja so, sie wollte ja Volksstudien machen, ja richtig. Aber Volk — das überlegte sie sich — gab es hier eigentlich gar nicht, nur impertinente, unverschämte, blasirte Gesichter. Da hat doch das Militär ein anderes Ansehen. Ein braunes Gesicht, eine weiße Stirn, ein kleiner Schnurrbart und viel Haupthaar — das war doch eigentlich hübscher, als so ein altes Gesicht mit hängenden Mundwinkeln, mit Schatten unter den Augen und einem Kopfschmuck, der mehr aus Haut als aus Haar bestand. Wie zum Beispiel bei dem Herrn neben ihr. Ach! . . . Er glogte sie noch immer mit wasserblauen unverschämten Augen an.

Gott sei Dank, das Stück war zu Ende. Es war doch recht mühsam, eine Dichterin zu sein und Volksstudien zu machen. Sie hatte in der ganzen Zeit kein Sterbenswörtchen reden können, denn sie war ja allein gewesen.

Minchen stand auf, nahm ihren Theaterzettel und wollte gehen. Aber der Herr neben ihr ging nicht. „Sie sind allein, mein Fräulein,“ sagte er leise, „darf ich mir die Ehre geben, Sie zu begleiten?“

Das war Minchen zu viel. Sah er denn nicht, wen er vor sich hatte? Ihr Vater war Oberbürgermeister, ihr Onkel Rechtsanwalt und ihr Vetter — ja der war Seconde-Lieutenant, erstes Bataillon, dritte Compagnie, Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment Numero Eins. Es wurde ihr ordentlich wohl, als sie sich das her sagte; es war ihr wie eine Herzstärkung, wie eine Stütze. Und so entgegnete sie gar nicht schüchtern, sondern recht triumphierend: „Sie iren, ich bin durchaus nicht allein hier, Hans ist bei mir, Hans — verstehen Sie?“

Sprach's und ging an dem Verblüfften vorüber. Dann nahm sie den Arm des Veters, der sich eben an zwei unvorschriftsmäßig umfangreichen Damen vorbeigearbeitet hatte. Sie schmiegte sich dabei fast zärtlich an ihn, so daß es ihn freudig durchzuckte.

„Nun, Cousinchen, wie war's?“

„O, sehr hübsch,“ entgegnete sie heuchlerisch wie alle Frauen, „außerordentlich hübsch, sehr passend für meinen Zweck.“

„So?“ — Hans betrachtete ihre geröteten Wangen, er war nicht auf den Kopf gefallen und merkte, daß das Barometer zu seinen Gunsten gestiegen sei. Er fühlte auch, daß er sich einen Scherz erlauben dürfe, und so fragte er schelmisch: „Soll ich auf dem Nachhausewege auch so thun, als ob ich nicht zu Dir gehörte?“

„Nein, Du kannst bei mir bleiben,“ sagte sie würdevoll, „denn meine Volksstudien sind für heute zu Ende.“ (In der Erregung vergaß sie sogar ihr Geheimnis zu wahren.)

„Deine Volksstudien? . . . Ach so! Für heute nur?“ — Und nun erhob er sich sogar zu einer Neckerei mit einem ganz kleinen Anfluge von Ironie, die indes durch einen besonders bewundernden Blick verjüßt wurde. „Wie wär's, Cousinchen, wenn Du künftig nur an mir Studien machtest? Ich gehöre so zu sagen auch zum deutschen Volke, obwohl ich das Abiturienten-Examen bestanden habe und zweierlei Tuch trage.“

Wir haben nicht erfahren, was Minchen antwortete. Sie kämpfte wohl noch mit dem Gefühle, daß sie das Höhere in sich nicht vernachlässigen dürfe, aber . . . gewiß weiß der scharfsinnige Leser mehr als sie selbst und errät, wer den Sieg davonträgt.

(G. de Beaulieu im D. M.-Bl.)

Der Kase in der Sage.

Die Jäger suchen eben Pulver und Schrot zusammen, um dem armen Langohr aufs Fell zu brennen, und da ist es mal gerade an der Zeit, einen Blick auf die Rolle zu werfen, welche Meister Lampe in

der Sage spielt. C. A. v. Schulenburg stellt in der illustrierten Jagd-Zeitung darüber folgendes zusammen:

Von dem jagdbaren Getier wurde in Deutschland keines bekannter als der Hase. Der Stadtmensch speist „Lampe“ und macht seine Bekanntschaft in den Schaufenstern der Wildhändler, nachdem ihn der Jäger erlegte, weshalb Lampes Volkstümlichkeit nicht auffällt, die sich widerspiegelt in den häufigen Eigenamen „Hase“, in der spöttischen Bezeichnung „Hans Hasenfuß“, ferner in den Redensarten „da liegt der Hase im Pfeffer“, „im Salat“ und „viele Hunde sind des Hasen Tod“. Der Hase steht in keinem geringern Ansehen wie das Osterlamm und ist wunderbarer als dieses, da er den Kindern die Ostereier legt. Lampe kommt vielfach in deutscher Dichtung und Sage vor, merkwürdiger Weise aber oft gespenster- und grauenhaft. Unter den albiischen Tieren, welche den Menschen necken, spielt der Hase keine unbedeutende Rolle und es liegt eine feine Ironie darin, daß gerade das furchtsamste Tier Schrecken einflößt, wenn es in der Schaubude die Pistole abfeuert. So wird erzählt, daß am Aufgange zur Karthause bei Koblenz ein dreiläufiger Hase sein Wesen treibe. Bald erschreckt er die Vorübergehenden durch die tollsten Sätze, bald hockt er in der Mitte des Weges unbeweglich, indem er sich nach Wohlgefallen über dessen ganze Breite ausstreckt und so stundenlang die Straße sperrt. Wie Kuhn in einigen seiner Sagen berichtet, tanzen und schmausen die Hasen bei Nacht und lassen einen silbernen Becher zurück. Auch begiebt es sich, wie ein Hase am Wehstuhl hilft und ungeheuer viel Leinwand liefert. Indessen, am meisten spottet der albiische Hase des Jägers. Ein gejagter Hase bleibt plötzlich stehen, wird außerordentlich groß und fragt den entsetzten Jäger mit tiefer Stimme: „Sind die andern schon weg?“ Ein anderer Hase, den der Jäger verendet glaubt, läuft ihm immer wieder über den Weg, verwandelt sich endlich in eine große schwarze Kugel und läuft hinter ihm her, so daß der Jäger in der Angst auf einen Baum klettert. Ein gewisser Ulrich, württembergischer Diener, hatte einen Hasen gefangen und trug ihn im Sack, als eine Stimme im Walde rief: „Halt, ich will mit, wo bist du?“ „Hier, in Ulrichs Sack!“ rief der Hase. Ulrich erschrak darüber dermaßen, daß er bald darauf starb. Diese Sagen drücken sehr gut das Wesen des Hasen aus, denn unversehens im eiligen Laufe schnellert er in die Höhe, macht ein Männchen, bewegt die Köffel und huscht wieder davon. Wenn Lampe vielfach nur dreiläufig austritt, erscheint dies wenig seltsam, denn, sobald er aufsteht, machte es immer den Eindruck, als liefe er auf drei Läufen. Mit den Kranichen verhält es sich ähnlich, darum auch sie in der Sage dreiläufig erscheinen. Das Gespenstliche von Lampe liegt darin, daß er meist morgens und abends, wo Dämmerung und Nebelstreifen ihn vergrößern, sich zeigt, und vielen Menschen bleibt es keineswegs gleichgültig, ob der Hase von rechts oder links über den Weg lief. Im ersteren Falle erblickten sie ein gutes Zeichen, besonders am Morgen, vor Beginn der Tagesbeschäftigung.

Ein Schwank in Auerbachs Volksbüchlein erinnert ferner lustig an das Schreckhafte Lampes. Sieben Schwaben ziehen nämlich an den Bodensee und sehen einen Hasen. Sie halten denselben für ein Seeungeheuer und gehen mit vereintem Mut und langen Spießern, jedoch hintereinander, auf ihn los, bis der Hase selbst in langen Sätzen davon springt, weshalb der eine der Schwaben Seehas hieß. Lampe hält sich gern am Wasser auf und badet sich nicht nur in dem Morgentau der Kartoffel- und Rübenfelder, sondern schwimmt sogar durch Flüsse, Bäche und Seen, wie in einer Schrift vom Jahre 1711: „Die Parforce-Jagd des Hasen“ behauptet wird, und in „Lafberg's Lieberjaal“ fängt sich in den Reußen eines Fischers ein Hase, ein Pfaffe, sieben Rebhühner und viele Fische. In der genannten Schrift von 1711 wird der Hase vieler Arglist beschuldigt, was seiner bekannten Wette mit dem Schwinnigel entgegensteht, wo er herzlich dumm sich erweist. Daß Lampe, neben seiner Furchtsamkeit auch für egoistisch angesehen wird, befragt Brederlaus in einer seiner Madrigalen, wo es heißt:

„Ein Has ist klug vor sich, doch schadt er Kohl und Reifern“, und als Reinhart, der Fuchs, das Küchlein der Henne Pinte holte, gefundet der vor Furcht fieberkranke Hase am Grabe der Toten, weil er nun sich sicher wähnte. Vor fliehenden Hasen sprangen einst Frösche ins Wasser, da freute sich einer von ihnen, daß es noch furchtsamere Wesen als sie gebe. Im allgemeinen aber bleibt der „ehrliche Lampe“ ein verfolgtes Geschöpf, das für Menschen und Raubtiere vogelfrei ist. Schon bei Hans Sachs klagt der Hase über sein elendes Dasein und ein Volkslied singt:

„Ich armer Has', wie bin ich blaß,
Geh dem Bauer nicht mehr ins Gras,
Geh dem Bauer nicht mehr ins Kraut;
Hab's bezahlt mit meiner Haut,
Wenn es aber so soll sein,
Mag der Teufel ein Häselein sein.“

Nur in der „verkehrten Welt“, dem goldenen Zeitalter der Vierbeiner, wird dem Häselein Gerechtigkeit, denn dort fängt er den Jäger, ihn am Spieß zu braten. Nach dem Menschen ist Lampes furchtbarster Gegner, Reinecke; darum in fast allen Tier-sagen ersterer geschunden oder gefressen wird. In einer Fabel Luthers fängt der junge Löwe den Hasen und im „Eselkönig“ wird der Hase vom Fuchs gefressen. Die altniederländische Bearbeitung von Reinecke Fuchs läßt Pommer den Biber klagen, wie er mit Not Etwas, den Hasen, gerettet, welchen Renart, um ihm vergeblich das credo zu lehren, zwischen die Beine genommen und angebissen habe. In einer Variante schuldet der Panther Reinecke an, den Hasen Lampe gefressen zu haben, unter dem Vorgeben, ihm singen zu lehren. Selbst von Mutterleibe an ist Lampe dem Verderben geweiht; so erzählt Herr von Müntchhausen, wie eine gehegte Häsinn Junge wirft, die nachfolgende Hündin gleichfalls Hündchen, die sofort der Mutter helfen und die Häschen jagen. Aber auch in Wirklichkeit erscheint es kaum anders, denn westlich vom Mississippi leben in unterirdischen Bauen die Prairie-Hasen und in jeder ihrer Höhlen

wohnt außerdem eine Gule und Klapperschlangen, welche die jungen Hasen verzehren. Wenn es auch vorkommen mag, daß die Gule die jungen Schlangen und umgekehrt die Schlange die jungen Gulen frißt, so ist doch Lampe immer am übelsten daran. Also weder diesseits noch jenseits des Oceans darf sich Lampe in Ruhe seines Lebens freuen und selbst das Wochenbett in den dichtesten Brombeerbüschen ist vor den Nachstellungen Keinecks oder des gemeinen Dorfaters nicht sicher. Daher auch durch die häufigen Beunruhigungen in der schweren Stunde Mißgeburten und Monstrositäten nicht selten sind. Besonders zeigen sie sich in abweichender Kopfbildung und hier wieder hauptsächlich in Kürze und Länge des Nasenbeins. In Dr. Katzenbergers Badereise geschieht einer Mißgeburt eines achtläufigen Hasen Erwähnung und es ist anzunehmen, daß Jean Paul hierbei nicht vier Läufe hinzusetzte, um eine Jagdgeschichte zu erzählen. Im menschlichen Haushalte wurde der Hase fast unentbehrlich und in der Küche wie im Forsthaufe wird mit gleicher Ungeduld die Eröffnung der Niederjagd erwartet. Der Hase als Sonntagsbraten bürgerte sich in Deutschland nicht weniger ein, wie Erbsen und Sauerkohl am Donnerstag. Aus Lampes Wolle werden Hüte, aus seinem Leder Handschuhe gefertigt und die Pfoten ersetzen den Schwamm in den Schulschuhen. Die Köchinnen segnen aber Lampe, sobald eine große Nase vorsichtig durch die halbgeöffnete Thür fragt: „Keine Hasenbälge?“

Der Hunger und der Appetit.

Viele Menschen werfen die beiden Worte ineinander und meinen, sie wären völlig synonym oder mindestens so in Rapport miteinander, daß man sie verwechseln könne. Daß dem nicht so ist, darüber geben uns die physiologischen Studien zweier renommierter Aerzte, des Dr. Leven und Dr. Fournie, genaue Auskunft. Der Hunger ist nach Dr. Leven das lebhafteste Verlangen, das uns wünschen läßt, irgend etwas zu genießen, um das Gefühl der innern Leere zu beseitigen. Der Appetit ist hingegen ein komplizierteres Gefühl, das uns nicht nur wünschen läßt, irgend etwas zu essen, sondern auf ganz besondere Gerichte hinzielt, die unserm Gaumen und die Geschmacksnerven angenehm reizen. Das alte Sprichwort: „l'appétit vient en mangeant“, rechtfertigt die Erklärung des Herrn Leven; denn gewiß ist, daß unser Appetit durch den Anblick gewisser Gerichte, wie durch den Geruch derselben erregt wird, obwohl wir vorher, ehe wir dadurch angeregt wurden, keinen Hunger verspürten; ebenso werden durch Speisen, die uns unangenehm, schon in ihrem Dufte widerwärtig sind, die Erregungen des Appetits, den wir zu haben meinen, völlig herabgedrückt. Dr. Fournie gibt eine andere, mir scheint noch richtigere Definition der beiden Empfindungen; er betrachtet den Hunger als das unerläßliche Bedürfnis, das nicht so wählerisch in den Speisen ist; denn in der Not nimmt man mit Speisen vorlieb, die man sonst nicht anrührt; „in der Not frißt der Elefant Mücken“ — ist sehr bezeichnend dafür;

während der Appetit das Gefühl eines Vergnügens ist, das die Befriedigung der Notwendigkeit begleitet. Der Unterschied zwischen beiden ist nicht gerade die Hauptsache, denn Bedürfnis ist beides, nur der Hunger das Pressantere. Wo aber ist der Sitz des Hungers? Man weiß es nicht, sagt Dr. Leven, während Dr. Longet und Schiff behaupten, daß derselbe nicht im Magen, sondern im ganzen Organismus liegt; „ein offener Irrtum“, ruft Fournie. Man bedenke nur, daß bei Fieberkrankheiten, wie bei chronischen Leiden man die Menschen wegen Mangel an Nahrung hinführen und sterben sieht, ohne daß die Empfindung des Hungers sich bei ihnen geltend macht. Fournie verwirft auch Levens Behauptung, daß der Sitz des Hungers als unbekannt erwiesen sei. Eine gründliche Analyse des Phänomene des Lebens, sagt er, gestattet uns, darzulegen, daß alle Organe ohne Ausnahme ihren Ausgangspunkt in der Empfindung haben, die wir unter dem Namen: „Notwendigkeit des Funktionierens“ bezeichnen. Selbstverständlich hat der Verdauungs-Apparat auch seine Notwendigkeit, thätig zu sein, und dieses Bedürfnis drückt man durch die Empfindung aus, der man dem Namen „Hunger“ gegeben hat. Trotz der Enthaltbarkeit vollzieht sich die Absonderung; die Gewebe ernähren und erneuern sich; daher setzen sich auch die Absonderungen der Magendrüsen fort, und wenn der gewohnheitsmäßige Augenblick des Einnehmens von Nahrung herantritt, dann sind die Magendrüsen vollfästig und zum Funktionieren bereit, d. h. das Verdaute herauszuwerfen. Die darin vorübergehende Stockung ist es, die uns die lokalisierte Empfindung des Hungers verursacht. Fournies Ansicht beschränkt sich mithin darauf, daß es genügt, den Magendrüsen Gelegenheit zu geben, sich zu entleeren, um momentan die Empfindung des Hungers verschwinden zu machen; es kommt nur darauf an, irgend einen Körper, ernährungsfähig oder nicht, in den Magen zu bringen, so wird derselbe, indem er die Verdauungsfähigkeit der Magendrüsen hervorruft, die Empfindung des Hungers beseitigen. Es ist ziemlich allgemein bekannt, daß die Indianer tagelang das peinvolle Gefühl des Hungers dadurch bewältigen, daß sie ganze Stücke von Thonerde verschlingen, von der sie meinen, sie sei auch nahrhaft. Fournie schließt, indem er sagt, daß das Gefühl des Hungers, weit entfernt, der Ausdruck jener organischen Schwäche zu sein, ganz im Gegenteil das momentan höchste Lebensbedürfnis ausdrückt, das seinen Sitz in den Magendrüsen hat; daher ist der Sitz des Hungers nicht so unbekannt, als Dr. Leven es annimmt: Wir sind sehr geneigt, die Theorie des Dr. Fournie als die durchaus richtige anzuerkennen.

Amerikanische Vermögen.

Günstiger als anderswo liegen in den Vereinigten Staaten die Verhältnisse für die Ansammlung großer Vermögen und gerade in den letzten dreißig Jahren haben sich die Riesencapitalien, welche sich drüben in den Händen einzelner befinden, nach dem natürlichen

Gesetze ungeheuerlich vermehrt. Vor dreißig Jahren noch war der reichste Mann in den Vereinigten Staaten nicht reicher, als der reichste Römer im Zeitalter des Pompejus und Julius Cäsar, der römische Krösus Marcus Crassus, dessen Vermögen in Dollars an 15 Millionen betragen haben dürfte. Für ungefähr so reich wurde vor dreißig Jahren der Philadelphiacer Bürger Girard gehalten, der damals als der reichste Mann des westlichen Kontinents galt. Als Commodore Cornelius Vanderbilt starb, wurde sein Vermögen auf 40 Millionen Dollars geschätzt. Einige Jahre darauf galt A. T. Stewart als der Besitzer von 30 Millionen. Seitdem hat sich die Zahl der großen Millionäre ansehnlich vermehrt. Leute, die eine Million und mehr haben, gibt es in jeder größeren Stadt, und diese Leute, deren Zahl keine geringe ist, sind im Lauf von verhältnismäßig wenigen Jahren zu ihrem Vermögen gelangt. Allein auch die großen Millionäre, die Besitzer fabelhafter Reichtümer, bilden derzeit eine stattliche Gemeinde. Da ist vor allem William H. Vanderbilt, der glückliche Besitzer von vielleicht 150 Millionen; Jay Gould, welcher vor zehn Jahren bankrott war, soll an 80 Millionen sein eigen nennen. Leland Stanford und Crocker werden auf je 50 Millionen geschätzt. Vor nicht langer Zeit starb in New-York ein Mann namens Moses Taylor, der über 30 Millionen zurückließ. Der Eisenbahnkönig Tom Scott hinterließ über 15 Millionen. Wie rasch Millionenbesitzer in Californien zu vielen Millionen gelangten, ist bekannt. In San Francisco wurde vor zwölf Jahren ein gewisser Nalston als fabelhaft reich bezeichnet, weil er an 6 Millionen besaß. Wenige Jahre darauf waren die vier Besitzer der Comstock Mine, von denen zwei kurz vorher noch eine kleine Schnapswirtschaft in San Francisco betrieben hatten, zwanzigfache Millionäre. Es sind das Jonas, Mackey, O'Brien und Flood. Der New-Yorker James K. Keene, welcher erzählt, daß er im Jahre 1872 eine 20-Dollar-Note als viel Geld betrachtet habe, wird auf 15 Millionen geschätzt. Der „Sleeping-Car“-Mann George Pullmann hat im Laufe von zehn Jahren an 20 Millionen gemacht und wenn die Vermehrung seines Reichtums in gleicher Weise wie bisher vor sich geht, dann wird er in weiteren zehn Jahren 50 Millionen sein eigen nennen.

Wie schnell übrigens in Amerika der Schritt von Armut zu Reichtum und umgekehrt gemacht werden kann, zeigt die Geschichte eines zur Zeit in Deutschland verweilenden kleinen Millionärs. Er begann seine Laufbahn als Verkäufer in einem Spezereigeschäft zu Pittsburg. Als das Petroleum-Fieber ausbrach, ging er, ohne Mittel zu besitzen nach Titusville, fand im Laufe weniger Wochen einen erfolgreichen Spekulanten, der mit ihm Halbpant machte, „schlug Del“ und verdiente in einem Jahre 500 000 Dollars. Er verdreifachte die Summe bald und, da er sich weigerte, die Delfelder zu verlassen, verlor er sie wieder, ehe zwölf Monate ins Land gegangen, bis auf ein paar tausend Dollars. Dann kehrte er nach Pittsburg zurück und wurde Kaufmann. Aber das Fieber packte ihn wieder und trieb ihn ins Delgebiet zurück, wo er in kürzester Zeit, seine Million

wieder im Vermögen hatte. Bei dem Versuch, die Summe zu verdoppeln, litt er Schiffbruch und wurde diesmal so arm, daß er als Tagelöhner arbeiten mußte. Aber es boten sich ihm wiederum „Chancen“ und er wurde zum dritten Male reich — aber auch wieder arm, und zog nun nach Californien. Von dort kehrte er mit dem Delfieber behaftet zurück, um zum vierten und fünften Male dieselben Wechselfälle des Glückes zu erleben. Nach wenigen Monaten hatte die launenhafte Göttin ihn zum sechsten Male ein Vermögen in den Schoß geworfen und heute hat er 1 700 000 Dollars in sichern Papieren angelegt. Spekulation hat er abgeschworen. Er macht mit seiner Familie eine Vergnügungstour durch Europa, und als er hieherkam, schrieb er mir, da wir in ziemlich regelmäßiger Korrespondenz geblieben waren: „In weniger als 25 Jahren sechsmal arm und sechsmal Millionär werden — das ist nur in Amerika möglich.“

Lesefrüchte.

Ich kenne zwei muntere Gesellen, über den einen lächelt, über den andern lacht man. Einer ist ein graciöser Bursche mit feinen Manieren, nach der Mode gekleidet; der andere naiv-täppisch, liebt gellende Farben und fraßt nichts nach gutem Tone. Dieser bewegt sich unter Zechbrüdern und ist in Wirtshäusern zu finden. Der Feinere ist bei geistreichen Leuten ein gern gesehener Gast, wo aber vornehmeres Ceremoniell obwaltet, vermißt man seine Nähe immer. Der Dörbere lauscht ungesehen hinein in die Kreise der großen Welt, und macht sich unter seinesgleichen darüber lustig. Treffen zufällig beide zusammen, so verstimmt das den graciösen Burschen sogleich, wenn sein gröberer Nebenbuhler das Wort nimmt. Dann lieben sie den ersten, über den zweiten zucken sie die Achsel. Wie sie heißen die beiden Gesellen? Scherz und Spaß!

Lasse Dir den Mut nicht rauben,
Sei im Unglück stark und fest! —
Werden doch die besten Trauben
Stets am härtesten gepreßt.

Rätsel.

Geheimnisse vertraut mir der und jener an,
Er weiß, ich schweige wohl, wenn er nur schweigen
kann.
Bald quält man mich, und bald sucht man man mich
zu entzücken.
Zu meiner Pein sucht mich dein Stolz oft aus-
zuschmücken,
Doch lieber würde mir von dir ein Liedchen sein,
Als Peru's Gold und Edelstein.

Auflösung des Rätsels in Nr. 9 des Erzählers:

„Schlafsucht“.

Richtig angegeben von J. Bürger hier und G. E. in Hilden.